A dramatic scene of Roman legionaries in battle. The central figure is a legionary in full armor, including a helmet with a large black and red plume. He is holding a sword and a shield with a red background and a white star. Other legionaries are visible in the background, some holding spears and shields. The scene is set outdoors with a cloudy sky.

MICHAEL KUHN

Sextus Valerius Varusgold

Inklusive Reiseführer zu
historischen Stätten des Romans

Historischer Roman
Ammianus-Verlag

Leseprobe

Seit vier Tagen regnete und stürmte es ohne Unterlass. Und seit drei Tagen lagen wir im Gefecht.

Ich kann mir bis heute keinen Reim darauf machen, warum ein missgünstiger Gott den Kopf unseres Feldherrn so vernebelt hatte. Allen Regeln der Kriegskunst zum Trotz hatte er uns in den Hinterhalt dieser erbärmlichen Barbaren geführt.

„Bei den Mächten der Unterwelt. Wir sind verloren!“

Ich schaute in die Richtung, in die die zittrige Hand des Legionärs wies. Wenige hundert Schritte entfernt zogen flatternde Raben ihre Kreise. Das Krächzen war bis zu uns zu hören.

„Das gilt nicht uns“, antwortete Lucius sarkastisch. „Das war die fünfte Kohorte. Die haben es hinter sich.“

„Zusammenschließen“, schrie ich die Männer an. Ich riss einen Legionär hoch, der mit seinem Pugio im Dreck wühlte. „Lass das. Du brauchst dein Geld noch.“

Der Mann schüttelte mich mit einer Bewegung seines Oberkörpers ab und drückte eine Handvoll Münzen in das Loch. „Das kriegen sie nicht, Optio.“ Er richtete sich auf, scharrte mit den Füßen Erde über das Loch und nahm seinen Platz in unserer zusammengeschmolzenen Stellung wieder ein.

Nur einige Dutzend Legionäre unseres Manipels hatten den Vormittag überlebt. Eine Handvoll von der ersten und vielleicht dreißig von der zweiten Centurie. Fünfunddreißig Mann von einhundertsechzig.

Die meisten hatten am Vormittag bei diesem unsinnigen Sturm auf die Hangbefestigung ihr Leben gelassen. Drei Mal hatte uns der Primpilar Marcus Caelius von der ersten Kohorte gegen die Verschanzungen des Feindes anrennen lassen. Wer es unter dem Beschuss von Pfeilen und Speeren bis zum Hang geschafft hatte, fand in dem matschigen Untergrund keinen festen Stand. Der Feind brauchte mit seinen primitiven Framen nur nach unten zu stechen um in dem Gewirr der keuchenden, vom Gewicht der Rüstung niedergedrückten Körper ein Opfer zu finden. Dann hatten sie ihre Deckung verlassen und waren mit Geheul unter uns gesprungen. Drei oder vier von ihnen kamen auf einen von uns. Sie rissen die Männer zu Boden und machten sie mit Knüppeln und Messern nieder. Das war nicht der Kampf, für den wir ausgebildet waren. Die Pila hatten wir beim Ansturm ohne Wirkung verbraucht. Und unsere Ketten- und Schienenpanzer hinderten

mehr, als dass sie nutzten. Die Schilde hatten die meisten an der Hangsohle weggeworfen. Wozu hätten sie auch noch nützlich sein sollen. Vollgesogen mit Wasser hinderten sie beim Hinaufklettern. Selbst der tödliche Gladius verfehlte seine Wirkung. Zu kurz gegen die primitiven Speere, angespitzte Stöcke, die im Feuer gehärtet waren. Und zu unhandlich im Ringen Mann gegen Mann. Hier half nur der Pugio, um sich etwas Luft zu verschaffen.

Ein letztes Mal hatte Mars uns seine Gunst geschenkt. Er gestattete es mir und einigen meiner Männer uns aus der Umklammerung der Feinde zu befreien. Trotzdem hatten wir einen fürchterlichen Blutzoll entrichtet, als wir die Enge zwischen Hang und Moor endlich passiert hatten.

Es war ein Fehler gewesen, unser letztes Lager, das wir auf einer einigermaßen freien Fläche angelegt hatten, zu verlassen. Legaten, Tribune und die Centurionen der ersten Ordnung hatten auf Varus eingeredet, den Feind aus dieser sicheren Stellung zu bekämpfen. Kopfschüttelnd und ohnmächtig vor Wut mussten sie die Weisungen des Statthalters umsetzen, die meisten Wagen und die unhandlichen Pfeil- und Wurfgeschütze zu zerstören. Wie ein verzweifelter Spieler setzte der Befehlshaber der niederrheinischen Legionen alles auf seinen letzten Wurf. Ein törichtes Unterfangen. Als ob man sich in den dichten Wäldern mit den ausgedünnten Verbänden vom Feind hätte lösen und vor ihm davonlaufen können. Mit Mühe hatten wir uns bis zu dieser Lichtung durchgekämpft, in deren Mitte die Leibwachen des Varus aus wenigen umgehackten Bäumen und ausgerissenem Gestrüpp eine kümmerliche Deckung errichtet hatten.

Zweimal hatte meine Gruppe hier den Feind abgewehrt, der sich immer wieder sammelte und an vielen anderen Stellen zugleich zuschlug. Die Centurionen waren längst gefallen, der eine am Vormittag beim Sturm auf den Sperrwall und der zweite beim letzten Angriff. Als ihre Stellvertreter waren Lucius und ich an ihre Stelle gerückt. Eine Ehre, auf die ich gerne verzichtet hätte. Vielleicht zehn Schritte von den ersten Bäumen entfernt hatten wir die Männer antreten lassen, um die nächste Angriffswelle zu erwarten.

„Sie kommen“, kreischte ein Rekrut und starrte, ohne den Schild zu heben, in das Unterholz. Im nächsten Augenblick kippte er ohne einen weiteren Laut mit einem Pfeil im Hals nach vorne. In diesem Augenblick öffneten sich wieder die Pforten des Himmels und das Prasseln des Schauers übertönte das Schreien der Angreifer.

„Die Schilde hoch“, schrie ich, obwohl ich wusste, dass man mich nicht hören würde. Dann brachen die ersten Feinde aus dem Wald, schleuderten

ihre Speere und sprangen uns an. Aber jetzt im eingeübten Verband, Mann neben Mann, konnten wir uns wehren. Wir stemmten uns gegen die Angreifer, brachten sie zum Stehen und stießen mit unseren Gladii nach vorne. Ich achtete nicht darauf, dass mir Blut ins Gesicht spritzte. Immer wieder stieß ich zu und spürte, wie meine Klinge sich in zuckendes Fleisch bohrte. Ich keuchte vor Anstrengung und spürte wie mein Schildarm sich verkrampfte, weil er das Gewicht des vollgesogenen Holzes kaum noch halten konnte. Etwas krachte gegen die Stirnverstärkung meines Helmes und ich riss mit letzter Kraft das Scutum hoch, um dem Angreifer den bronzenen Schildbuckel ins Gesicht zu stoßen. Dann stach ich nach und hatte das Gefühl, mich vor Anstrengung übergeben zu müssen. Ich rutschte in dem Morast aus Schlamm und Blut aus, fing mich im letzten Augenblick und fand wieder einen festen Stand. Aber der Gegner drängte nicht weiter nach. Die Angreifer zogen sich zurück und ließen mehr als zwanzig Gefallene und Schwerverwundete zurück. Wir hatten nicht einmal mehr die Kraft, sie zu erstechen und zogen uns stattdessen mehrere Schritte zurück. Wir waren nur noch achtundzwanzig Legionäre, von denen keiner unverwundet geblieben war. „Das nächste Mal ist es vorbei“, keuchte der Soldat, der mich eben auf die Raben hingewiesen hatte. Er stützte sich auf seinen Schild und erbrach sich.

„Lucius!“, hörte ich eine Stimme. „Lucius, komm! Es ist soweit.“

„Ich komme“, sagte mein Freund und drückte seinem Nebenmann sein Scutum in die Hand.

„Was ...?“, stammelte ich konsterniert und wollte meinen Freund zurückhalten. „Du haust ab? Das kannst du nicht machen!“

„Das ist ein Befehl“, schrie Kaeso mich an. Statt des Feldzeichens hielt er den Gladius in der Hand. Den Bärenfellumhang hatte er abgelegt und stattdessen eine lederne Schultertasche umgehängt.

„Du hast uns als Signifer nichts zu befehlen“, erwiderte ich wütend. „Wo ist das Feldzeichen?“

Kaeso winkte ab. „Lucius und ich müssen zum Zelt des Feldherrn. Der Primpilar will es.“ Zieht euch weiter auf die Lichtung zurück. Ihr seid viel zu dicht am Wald.“

Wie um seine Worte zu unterstreichen zischten einige Pfeile aus dem Dickicht, die zwei unserer Legionäre niederstreckten.

„Zurück“, befahl ich.

„Ich komme wieder“, versicherte Lucius. „Ich lass dich nicht im Stich.“ Ich sah noch, wie Kaeso grinste, als er sich abwandte. Ich blickte dem Freund

und dem Signifer hinterher, die mit großen Schritte zum Verhau und dem dahinter sichtbaren Feldherrenzelt eilten. Dann hatte ich die beiden in dem Gewimmel der herumeilenden Legionäre aus den Augen verloren. Was ich aber sah, war ein großer Scheiterhaufen, der aus den Resten der letzten Wagen und Zeltstangen errichtet worden war. An einigen Stellen stieg dunkler Rauch auf, der entsteht, wenn nasses Holz mit Öl entzündet wird.

Überall um die Lichtung ertönte Geschrei und die Angreifer strömten aus dem Wald und setzten zum Sturm an. Immer weiter wurden wir zurückgedrängt und die ersten entnervten Männer, die seit Tagen im Gefecht standen, warfen ihre Waffen fort. Sie knieten nieder, hoben die Hände und flehten um Gnade. Vergeblich, sie wurden an Ort und Stelle niedergemacht und von der Flut verschluckt. Bis auf einige Stellungen, wie der unsrigen, löste sich die Ordnung auf und die Feinde drangen rechts und links von mir zum Verhau vor.

Das musste das Ende sein. Mit grimmiger Verzweiflung erwartete ich jeden Augenblick den Stoß, der mich von hinten oder von der Seite zu meinen Ahnen befördern würde. Nur nicht in Gefangenschaft geraten und von den grässlichen Priestern der Cherusker bestialisch zu Tode gequält werden. Jeder von uns wusste, wie der Feind mit Gefangenen umging. Entweder schnitt man ihnen den Kopf ab, um sie an die Bäume zu nageln oder stach ihnen die Augen aus und schnitt die Zunge ab, ehe man sie qualvoll am nächsten Ast aufhängte. Ein Opfer für ihren Gott Wodan, wie sie es nannten.

„Sextus“, hörte ich es rufen. „Sextus!“

Lucius hielt im Galopp auf einem Rappen auf mich zu, ein anderes Pferd am Zügel hinter sich herzerrend. „Spring auf und rette dich. Wir brechen durch.“ Hinter ihm sah ich Kaeso und einige Reiter, die auf bepackten Pferden saßen.

„Halt dich nicht auf“, brüllte Kaeso. „Nicht anhalten.“

„Nein“, stöhnte ein verwundeter Centurio. „Das ist Fahnenflucht im Angesicht des Feldherrn.“

„Varus ist selber desertiert“, schrie Lucius den Offizier an. „Zu den Göttern und seinen Ahnen. Er wird gerade verbrannt.“

Schon wollte ich nach dem hingehaltenen Zügel greifen, aber ich ließ die Hand wieder sinken. Ich sah meine Männer, die mit leeren Blicken zu mir herüberstarrten. Hatte ich das Recht, sie ihrem Schicksal zu überlassen? Zu desertieren?

„Überleben“, schoss es mir durch den Kopf. Ich wollte nicht sterben. Varus hatte seinen Eid gebrochen, nicht ich. Der Selbstmord des Statthalters hatte mich von meinen Pflichten entbunden. Es konnte nur noch gelten, sich selbst zu retten.

„Sextus“, schrie Lucius mich an und duckte sich tief im Sattel. Eine Lanze fuhr zischend über ihn hinweg.

Voller Panik, dass ich zu lange gezögert hatte, griff ich nach dem Zügel. Ich warf einen letzten Blick auf den rauchenden Scheiterhaufen, schwang mich auf den Gaul und jagte hinter Lucius und den anderen her. Mir war, als wenn es in den Lederbeuteln klorrte, die an die Lastsattel der Packpferde gebunden waren.

Fortuna war mit uns. Der Feind schien es nur noch darauf anzulegen zu plündern oder wehrlose Gegner niederzumachen. Sie sprangen zur Seite und ließen uns kampfflos ziehen. Sie hatten selber tagelang gekämpft und wollten sich nicht im Angesicht der lockenden Reichtümer an Wodans Tafel wiederfinden. Nur einige wenige Pfeile schwirrten hinter uns her und holten einen Reiter aus dem Sattel.

Es ging in den Wald hinein, vorbei an verlassenen Verhauen und Baumsperrern. Dann trat das Unterholz zurück und wir galoppierten durch einen lichter werdenden Hochwald die nächste Anhöhe hinauf. Die Pferde keuchten und stöhnten vor Anstrengung. Oben verhielten wir und ließen die Gäule zu Atem kommen. Dann orientierten wir uns am Lärm des Schlachtfeldes, änderten die Richtung und kämpften uns weiter durch Unterholz und Buschwerk. Wir duckten uns unter Äste, glitten aus den Sätteln, um die Tiere über Hindernisse zu führen, sprangen wieder auf und jagten ein Stück über Wildwechsel weiter, bis es wieder nur im Schritt weiter ging.

Langsam verklang das Getöse des Massakers in unserem Rücken, aber wir wagten erst dann eine längere Pause einzulegen, als wir mehrere Stunden zwischen uns und den Feind gelegt hatten. Wir sanken auf die Kruppen unserer Tiere und ließen uns zu Boden gleiten, wo wir ausgepumpt liegen blieben.

Ich brauchte einige Zeit, bis ich mich erholt hatte und mein Atem ruhiger ging. Dann wandte ich mich an den Signifer: „Das halten die Tiere nicht aus, Kaeso.“

„Was sagst du?“ Der Signifer starrte mich verständnislos an.

„Sie sind viel zu schwer beladen. Die Germanen holen uns ein, wenn die Tiere zusammenbrechen.“

„Sextus hat Recht“, sagte einer der Reiter. Er erhob sich, ging zu seinem Pferd und machte sich an der Verschnürung eines der Lederbeutel zu schaffen.

„Finger weg“, brüllte Kaeso. Er schnellte hoch und hielt ihm die Spitze des gezückten Gladius an den Hals. „Wer die Beutel anrührt, ist tot.“

„Was ist da drin?“, fragte ein anderer.

„Das geht euch nichts an“, herrschte Kaeso ihn an. „Weg mit den Kettenhemden, Schilden und Helmen. Dann haben die Gäule weniger zu tragen. Das Zeug ist bloß hinderlich.“

„Der Signifer hat Recht“, mischte sich Lucius ein. „In die Büsche mit dem Zeug und dann weiter. Wir wollen überleben und keinen Krieg führen.“

Ehe ein Wort des Widerspruchs erhoben werden konnte, schnallte er das Cingulum ab, streifte das Kettenhemd herunter und warf alles mitsamt dem Helm ins nächste Gebüsch. Dann legte er den Gürtel wieder an. Die Männer blickten sich an, murrten verhalten und taten es ihm gleich. Auch ich fügte mich, weil ich mir eingestehen musste, dass Kaeso im Recht war. Unsere schwere Bewaffnung hätte uns im Kampf wenig genutzt, dafür waren wir zu Wenige. Es kam eher darauf an, eine Begegnung mit den Feinden unter allen Umständen zu vermeiden.

Wir ließen die Pferde etwas grasen und an einem der zahlreichen Wasserlöcher saufen, bevor wir wieder aufbrachen. Bei dieser Gelegenheit trat Kaeso zu mir und zog seine Umhängetasche von der Schulter. „Schau rein, Optio.“ Ich warf einen Blick hinein und erkannte die Phalerae und die anderen Embleme unseres Feldzeichens. „Damit du später nicht rumerzählst, dass ich unser Signum weggeworfen hätte.“

Um die Tiere zu schonen, führten wir sie eine Weile am Zügel. Als sie sich erholt hatten, saßen wir auf und ritten im Schritt weiter.

Mir ging Kaesos angriffslustiges Verhalten nicht aus dem Kopf. Was hatte es mit dem Inhalt der Beutel auf sich? Als ich mich einige Augenblicke unbeobachtet wähnte – wir ritten gerade in einer auseinandergezogenen Reihe durch ein steiniges Bachtal – nutzte ich die günstige Gelegenheit. Möglichst unauffällig beugte ich mich nach vorn und führte meine Handfläche unter einen der Ledersäcke. Es kostete mich einige Anstrengung, ihn anzuheben, wobei meine Finger kleine Metallplättchen fühlten. Ich war mir sofort sicher, dass es Münzen waren, viele Münzen. Ein Schatz, den der Signifer offenbar wie seinen Augapfel hütete.

Es klirrte leise, als ich den Beutel fahren ließ. Kaeso drehte sich sofort

im Sattel um, aber ich hatte meine vorherige Sitzposition wieder eingenommen und bemühte mich, eine unbeteiligte Miene aufzusetzen. Der Blick des Signifers glitt prüfend über mich hinweg und wandte sich meinem Hintermann zu, ehe er sich wieder nach vorne orientierte. Ich atmete durch und beschloss, Lucius auf meine Beobachtung anzusprechen.

Danach kreisten meine Gedanken um den Albtraum, den ich erlebt hatte. Ich hatte Mühe, die wirkliche Welt von den Schemen meiner Vorstellung zu unterscheiden. Als würde ich sie durch einen Schleier betrachten ... Vielleicht war ich längst tot und bewegte mich zwischen den Schatten der Unterwelt, oder würde gleich im Toben der Schlacht wieder aufwachen. Ich kniff mir in den Arm und stellte mit Erleichterung fest, dass es kein Traum war. Etwas knackte in den Büschen, und ich schreckte auf. Meine Hand krallte sich sofort um den Griff des Gladius, was mich beruhigte. Lebend würden sie mich nicht bekommen. Es waren aber keine Cherusker oder Brukerer, die durch die Büsche brachen. Ein Rote Schwarzwild kreuzte den Pfad und verschwand auf der anderen Seite im Unterholz.

Ich rieb mir die Schläfen und hing wieder meinen Gedanken nach. Das einzig Gute war, dass ich überlebt hatte, wobei mir aber das „Wie“ zunehmend zu schaffen machte. Wäre es nicht besser gewesen zu bleiben? Meine Nachkommen würden sich an einen Mann von Ehre erinnern, der für das Imperium in den Tod gegangen war. Sie hätten mir einen Grabstein errichtet und mich geehrt. Ich musste mir ein Lächeln verkneifen, weil es natürlich noch keine Nachkommen gab, die mir den alljährlichen Totenschmaus hätten ausrichten können. Dann übermannte mich wieder die Scham, versagt zu haben. Ich war feige weggelaufen, als das Vaterland das höchste Opfer von mir forderte. Ich war ehrlos und durfte mich bei den Meinen nicht mehr blicken lassen. Und wenn mich dereinst der Fährmann über den Totenfluss ruderte, würden sich die Ahnen mit Scham von mir abwenden. Ich hatte die Schande gewählt und ritt einem ungewissen Schicksal entgegen.

Als es dunkel wurde, passierten wir ein kleines Seitental. Der Zugang war durch Gestrüpp und eine umgestürzte Eiche halb verborgen. Dahinter erhoben sich steile Felswände. Ein sicherer Lagerplatz, der leicht zu verteidigen war. Wir saßen ab und führten die Pferde ein Stück in die feuchte, finstere Klamm hinein. Bevor wir lagerten, ging Kaeso mit Flavus, einem der Reiter, von Pferd zu Pferd und nahm die Beutel an sich. Sie trugen sie zu einer Felspalte, und der Signifer breitete eine Decke darüber, um sie unseren Blicken

zu entziehen. Wir anderen pflockten die Pferde hinter einem Gebüsch an und suchten uns einen halbwegs trockenen Platz, den wir mit belaubten Ästen gegen den herabrieselnden Regen schützten. Kaum waren wir fertig, als, begleitet von Donner und Blitzen, ein kräftiger Schauer niederging.

„Gut so“, brummte der Signifer. „Das verwischt unsere Spuren.“

Wir hüllten uns fröstelnd in die Mäntel und kauten etwas von dem Proviand, den wir untereinander aufteilten: aufgeweichtes Brot, etwas Speck und ranzigen Käse. Als einer der Männer sich daran machte, mit Feuerstein und Zunder ein Feuer zu entzünden, wurde er sogleich von Kaeso angefahren. „Bist du von allen Göttern verlassen? Das riecht man meilenweit.“

Eingeschüchtert steckte der Mann seine Utensilien wieder weg. „Ich hatte gedacht, wir ...“

„Du sollst nicht denken, sondern gehorchen.“

Der Mann, ein Immunis namens Titus, nickte ergeben.

Wir anderen waren dem Disput wortlos gefolgt. Jetzt, einen halben Tag nach unserer dramatischen Flucht und dem stundenlangen Ritt, brüteten wir teilnahmslos vor uns hin. Wie sollte es weitergehen?

„Lucius.“ Der Angesprochene hob den Kopf, erhob sich und ging die wenigen Schritte zum Signifer, neben dem er sich niederließ. Es war offenbar, dass Kaeso eine Aussprache mit meinem Freund suchte. Es versetzte mir einen Stich, weil ich als Unteroffizier eigentlich dazu gehört hätte. Kaeso schien jedoch keinen Wert auf meine Meinung zu legen.

Die beiden tuschelten eine Weile miteinander, bis Lucius zurück kam und seine Sachen vom Boden aufraffte. Den Gladius und seine Decke in den Händen trat er zu mir.

„Sextus, wir haben die erste Wache. Komm mit.“ Ich folgte meinem Freund zum Zugang unseres Verstecks, wo wir uns hinter dem umgestürzten Baum niederließen. Es hatte aufgehört zu regnen und einige wenige Sterne blinkten aus den Wolkenlücken zu uns herab. Es würde noch einige Stunden dauern, bis der Mond aufgehen und etwas Licht verbreiten würde. Wir hüllten uns in die Decken und lauschten in die Nacht, aus der hin und wieder das Rascheln eines Waldbewohners zu uns drang. Dort draußen vollzog sich der immerwährende Kampf um das alltägliche Überleben. Fressen und gefressen werden, und wir waren ein Teil davon.

„Sextus.“ Mein Freund brach zuerst das Schweigen. „Du denkst darüber nach, ob es richtig war, sich zu retten?“

„War es das?“, erwiderte ich.

„Was mich betrifft, ja“, antwortete Lucius. „Ich pfeife auf Ehre und Helden-tod.“

„Aber unser Eid, Lucius. Wir haben geschworen, unsere Pflicht zu erfüllen und, wenn es notwendig ist, unser Leben zu geben. Und was haben wir getan? Unsere Legionäre und die Zivilisten des Trosses im Stich gelassen! Frauen und Kinder, Lucius, die den Wilden auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sind. Vielleicht sind sie jetzt alle tot!“

„Ich halte einen Eid“, antwortete Lucius schroff. „Aber nur dann, wenn es nötig ist. Das war es aber nicht. Es war sowieso alles verloren.“

Ich zuckte mit den Schultern und scharfte mit der Spitze des Gladius im Laub herum. „Du hast dich mit Kaeso besprochen, wie es weiter geht?“

„Wir werden versuchen, uns nach Süden an die Lupia durchzuschlagen. Im Lager Aliso stehen zwei Kohorten unter Caedicius. Das ist der einzige sichere Platz zwischen hier und dem Rhenus.“

„Warum hat Kaeso mich übergangen?“, beehrte ich auf. „Ich bin schließlich Optio. Wie du.“

„Weil ich mich schon gestern mit dem Signifer abgesprochen hatte“, antwortete Lucius kurz angebunden.

„Warum hast du nicht mit mir geredet?“

„Sextus.“ In der Stimme des Freundes schwang ein Vorwurf mit. „Ich wollte mit dir nicht über Pflicht und Ehre diskutieren. Es galt, einen Entschluss zu fassen, unser Leben zu retten. Und du kannst mir nicht vorwerfen, dich vergessen zu haben.“

„Habe ich das, Lucius?“

„Nein, aber du hast es auch bisher nicht für nötig befunden, dem Signifer und mir zu danken.“

Ich schwieg und stocherte weiter mit dem Schwert im Waldboden.

„Wenn uns einer im Stich gelassen hat, dann war es Varus“, fuhr Lucius bitter fort. „Er hat diesem Arminius vertraut, trotz aller Warnungen. Dann hat er Fehler gemacht, furchtbare Fehler. Es war dumm, das feste Lager zu verlassen. Wir hätten uns so lange halten können, bis den Cheruskern die Lust vergangen wäre. Was hätten sie gegen die Befestigungen und die Geschütze ausrichten können? Wir hätten sie zu Tausenden weggeschossen, ehe sie den Wall erreicht hätten. Varus war es, der uns dem Feind ausgeliefert hat.“

Und was hat er dann getan? Er hat sich mitsamt seinen hohen Offizieren zu Pluto verdrückt und uns gezwungen, unser Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.“

„Hat Varus sich wirklich umgebracht?“ unterbrach ich Lucius. „Hast du

seine Leiche gesehen?“

Lucius lachte auf. „Als wir zum Feldherrnzelt kamen, trug man ihn gerade hinaus. Du hast doch den brennenden Scheiterhaufen gesehen, oder?“ Ich nickte.

Lucius schwieg eine Weile, bevor er fortfuhr. „Kaeso ist einer, der sich nicht dem Schicksal beugt. Du kennst ihn. Hart gegen sich und andere, aber voller Tatkraft. Als er von der Absicht des Selbstmordes erfuhr, hat er gehandelt. Er hat Proviant und Decken von seinen Gehilfen Titus und Flavus beiseiteschaffen lassen. Claudius hat sich um die Pferde gekümmert. Die drei anderen, Quintus, Marcus und Decimus haben sich uns zufällig angeschlossen. Sie waren zur rechten Zeit am richtigen Ort. Wir verdanken Kaeso unser Leben. Und“, er hob den Zeigefinger, „das Imperium kann froh über jeden Legionär sein, der es über den Rhenus schafft. Drei Legionen, Sextus, drei Legionen sind ausgelöscht. Niedergermanien ist dem Feind schutzlos ausgeliefert. Wer anders als wir, die Überlebenden, kann den Feind noch darin hindern, die Grenzen zu überschreiten und in Gallien einzufallen?“

In diesem Fall musste ich meinem Freund zustimmen.

„Vielleicht hast du Recht, Lucius. Aber ...“ Ich wechselte das Thema: „Was ist mit den Lederbeuteln?“

„Das hat dich nicht zu interessieren, Sextus.“

„Sie sind voller Münzen“, fuhr ich unbeirrt fort. „Ich habe einen in die Hand genommen und es genau gefühlt. Viele und wertvolle Münzen. Dem Gewicht und der Größe nach viel Gold und Silber. Was habt ihr damit vor?“ „Sollten wir das alles dem Arminius und seinen vertierten Kriegerern überlassen?“ Die Augen meines Freundes funkelten.

„Ihr habt euch an den Geldern der Toten vergriffen“, hielt ich Lucius vor. „Das ist Frevel an den Göttern!“

„Mach dir keine Sorgen um unsere Seelen“, lächelte Lucius. Er hatte sich wieder in der Gewalt.

„Gib es zurück, wenn wir durchkommen!“, bedrängte ich ihn.

„Sextus!“, unterbrach er mich. „Halte dich da raus. Du hast nichts damit zu tun. Kaeso ist schon misstrauisch. Du bist nicht sein Freund. Er hat dich nur mitgenommen, weil ich es wollte. Sei froh, dass du überlebt hast.“

„Vielen Dank“, murmelte ich und starrte in die Dunkelheit.

Das waren die letzten Worte, die wir während unserer Wache wechselten. Nach zwei Stunden wurden wir von Titus und Flavus abgewechselt. Ich lag noch lange wach, ehe ich in einen unruhigen Schlaf fiel.



MARCUS

Wir schreiben das Jahr 355 nach Christus. Wo die „Pax Romana“ Jahrhunderte lang Sicherheit und Wohlstand garantiert hatte, herrschen Chaos und Auflösung.

Seit Jahren setzen fränkische und alamannische Scharen über den Rhein und legen die römischen Provinzen Germaniens und Ostgalliens in Schutt und Asche. Um der Lage Herr zu werden, ernennt der Imperator Constantius II. seinen Vetter Julian zum Stellvertreter und Caesar des Westens. Der „Ungeliebte“ soll das Unmögliche vollbringen und zieht von Mailand mit wenigen Getreuen nach Gallien, um ein schlagkräftiges Heer zu sammeln.

Marcus Julius Maximus, ein langgedienter Offizier, erlebt in diesen Tagen das Abenteuer seines Lebens. Beim Fall der Grenzfestung Gelduba wird er schwer verwundet, und nur die Kunst der Ärzte und sein Überlebenswille retten sein Leben.

Dunkle Schicksalsmächte und ein erbarmungsloser Feind treiben ihn durch die Provinzen an Rhein und Mosel. Angegriffen von fränkischen Plünderern führt er seine Truppen durch den Hunsrück an den Rhein. Dort muss sich seine Liebe zur schönen Alamannin Bissula gegen alle Widerstände beweisen, und er sieht sich unversehens in den großen politischen Skandal jener Tage, der Usurpation des Silvanus, verwickelt. Große Geschichte wird in seinem Beisein geschrieben, als Caesar Julian zu seinem Siegeszug antritt und die Grenze am Rhein ein letztes Mal für das Imperium zurückgewinnt.

Die angeschlossene Spurensuche informiert anhand von Fotos, Karten, Zeichnungen und Texten über die Handlungsorte des Romans. Der Autor überzeugt hierbei mit einem hohen Grad an historischem Sachverstand.

Marcus – Soldat Roms

Print: 978-3-9812285-0-2, 13,90 €

eBook: 978-3-945025-13-0, 8,99 €

Marcus – Tribun Roms

Print: 978-3-9812285-1-9, 14,90 €

eBook: 978-3-945025-14-7, 8,99 €

Marcus – Maximus Alamannicus

Print: 978-3-9812285-2-6, 13,90 €

eBook: 978-3-945025-15-4, 8,99 €



MARCELLUS

Germanien und der Westen Europas im Jahre 486 nach Christus. Die Strukturen des römischen Imperiums haben dem Druck von Völkerwanderung und inneren Krisen nicht standgehalten. An die Stelle der Imperatoren, Armeeführer und Statthalter sind wilde Kriegsherren getreten, die sich einen gnadenlosen Kampf um die Vorherrschaft liefern. Die Welt der Antike ist in Auflösung begriffen und das Mittelalter hat begonnen.

In diesen Jahren wächst Marcellus, ein junger Romane, am Hofe des Rheinfranken Sigibert heran. Die politischen Umstände und die Liebe zu einer kapriziösen Prinzessin zwingen ihn dazu, die Seiten zu wechseln. Er schließt dem Merowinger Chlodwig an, dessen Siegeszug durch nichts aufzuhalten scheint. Obwohl Marcellus seinem neuen Herrn die Schlacht von Zülpich gewinnt, wird er von dem undankbaren König in die Verbannung geschickt. Jahre später ist mit dem Sieg über die Alamannen und Westgoten der Kampf um die Vorherrschaft im Nordwesten Europas entschieden. Jetzt bietet sich für Chlodwig die Gelegenheit, mit seinen Feinden abzurechnen.

Und auch Marcellus steht am Scheideweg, um endlich Rache an alten Feinden zu nehmen oder ihnen zu vergeben.

Unerreichte historische Authentizität trifft auf eine packende Geschichte um Treue und Rache:

Realgeschichte pur!

Wie in Michael Kuhns Erstlingswerk, der Trilogie um den römischen Tribun Marcus Junius Maximus, ist der Handlung eine Spurensuche angegliedert. Der Leser ist gleichsam eingeladen, die Handlungsorte des Romans aufzusuchen und viel Wissenswertes über die Zeit des frühen Mittelalters aufzunehmen.

Marcellus – der Merowinger

Print: 978-3-9812285-3-3, 19,90 €

eBook: 978-3-945025-25-3, 8,99 €

Marcellus – Graf von Arduena

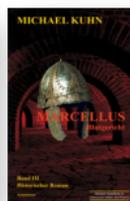
Print: 978-3-9812285-6-4, 19,90 €

eBook: 978-3-945025-26-0, 8,99 €

Marcellus – Blutgericht

Print: 978-3-9815774-0-2, 19,90 €

eBook: 978-3-945025-27-7, 8,99 €



EBURONENLIED

„Wir sind zwei Sänger, die zusammen ein Lied singen. Er singt es tief, und ich singe es hoch, und zunächst begreift niemand, dass es dasselbe Lied ist.“

„Was für ein Lied ist das?“

„Es ist ein Lied von Verrat.“

Das belgische Gallien, 54 v.Chr.

Nachdem Caesar Gallien mit Krieg überzogen hat, glaubt er die Könige und Stammesführer auf seiner Seite. Doch Fürsten verschwören sich gegen die Legionen, und Krieger ziehen gegen die Winterlager. Ambiorix, König der Eburonen, und Indutiomaro von den Treverern wagen den Aufstand.

Arist, Ambiorix' Sohn, und sein Ziehbruder Acco leben als Geiseln beim benachbarten Stamm der Aduatucer. Als sie von den Legaten der vierzehnten Legion in der Hoffnung auf Frieden ausgelöst werden, müssen sie ihre Rollen im Plan eines Verräters einnehmen.

„Bildgewaltiges Schlachtenepos!“

www.histo-couch.de

Schwertbrüder

Print: 978-3-9815774-2-6, 13,90 €

eBook: 978-3-945025-16-1, 8,99 €

Verbranntes Land

Print: 978-3-9815774-7-1, 13,90 €

eBook: 978-3-945025-19-2, 8,99 €



9 n. Chr.

Varus ist tot, seine Legionen sind vernichtet. Nur Wenige entgehen dem Tod auf dem Schlachtfeld. Einer von ihnen ist der junge Optio Sextus Valerius.

Es gelingt ihm, auf die andere Rheinseite zurückzukehren, um einen Neuanfang zu wagen.

Doch die Vergangenheit lässt ihn nicht los: Er verstrickt sich in die Mänschaften seines Freundes Lucius Pöblicius, der als Kriegsgewinnler und Waffenschieber von der Niederlage profitiert.

Selbst findet er sich inmitten der Parteigänger des von den Truppen geliebten Feldherrn Germanicus wieder, der das verlorene Prestige und die rechtsrheinischen Gebiete zurückgewinnen will.

Tiberius, der Nachfolger des Augustus, will das aus politischer Selbstbehauptung unter allen Umständen verhindern ...

Eine packende Story um Freundschaft, Pflichterfüllung und die großen politischen Fragen zu Beginn unserer Zeitrechnung.

Der Romanhandlung ist der Reiseführer-Anhang „Spurensuche“ angegliedert, der die Leser an die Truppenstandorte und Schauplätze im „wildem“ Nordwesten des Imperiums diesseits und jenseits des Rheins führt.

kostenlose Leseprobe

€ 19,90

978-3-945025-07-9

